

„Bei euch gibt's ja auch Wald“

Zwei Indigenas aus Amazonien erzählen von ihrem Leben im Waiapi-Stamm

Das Haus des Waldes schafft in seiner aktuellen Ausstellung den Bezug zwischen den regionalen Wäldern und den globalen Umweltveränderungen. Deshalb haben die Mitarbeiter über die Hilfsorganisation Poema zwei Männer aus dem Nordosten Brasiliens eingeladen, die über ihr Leben und ihre Sorgen als indigenes Volk sprechen.

LIDJA LENIC

■ WALDAU

1979 war für die Waiapis ein Schicksalsjahr. Denn damals begann eine „Invasion der Weißen“ in das Land der Ureinwohner, die in den Wäldern der brasilianischen Region Amapa seit Jahr und Tag leben.

Zufällig stießen Straßenarbeiter beim Bau einer Militärstraße auf das Volk, das davor fast unbehelligt von der Zivilisation lebte.

Waiwai, einer der fünf Häuptlingen der Waiapis, kann sich noch gut an die Zeit erinnern. „Es brachen viele auch blutige Auseinandersetzungen aus.“ Mit Pfeil und Bogen bekämpften die Ureinwohner die Bauarbeiter, bis sie sie vertrieben. Doch was blieb,



Patena (l.), Nachfolger des Häuptlings Waiwai (r.). In der Mitte Gerd Rathgeb von Poema.

war die ausgebaute Straße, die nun mitten auf ihrem Land, das erst vor etwa zehn Jahren von der Regierung als Reservat markiert wurde, endet.

Sie ist nun der Weg nach draußen. Die Folge des Kontakts zeigt sich 30 Jahre nach der Kontaktaufnahme in einem Generationenkonflikt in einzelnen Dörfern. „Teilweise gibt es große Diskussionen zwischen den älteren Stammesmitgliedern und den jüngeren“, sagt Gerd Rathgeb von Poema. „Wenn junge Waiapis in die Städte gehen, sehen und erfahren sie Dinge, die sie nicht kennen, zum Beispiel, dass Kopfschmerzen mit einer einfachen Tablette weggehen.“ Die älteren Stammesmitglieder setzen aber immer noch auf ihre traditionelle Medizin.

Das ist auch das Stichwort für die lange Reise, die Waiwai und sein Nachkommen Patena auf sich genommen haben.

Der 33-Jährige besuchte nämlich Gesundheitskurse, bei dem ihm medizinisches Grundwissen über viele Jahre hinweg vermittelt wurde.

Doch diese Kurse kosten viel

und müssen von ausgebildeten Ärzten, Krankenpflegern oder Krankenschwestern übernommen werden. „Doch einen solchen Ausbilder zu finden, der sich nicht nur für ein paar Tage, sondern für längere Zeit in den Wäldern Amazoniens aufhalten müsste, ist sehr schwierig“, erklärt Rathgeb.

Doch der Stamm sucht nach Hilfe, denn mit dem Kontakt kamen über die Straße auch Fremde nach innen. Goldsucher und andere „Weiße“ wollten an die Bodenschätze im Reservat.

Damit brachten sie auch die „weißen Krankheiten“ in die 48 Dörfer, in denen etwa 1 000 Waiapis leben. „Am Anfang sind sehr viele aus unserem Volk gestorben, meist an Grippe, Malaria und Märsen“, erzählt Patena. Doch nachdem einer der Krankenhelfer durch die Schulmedizin die Sterbezahlen stabil halten konnte, haben die Indigenas gemerkt, dass sie nun darauf angewiesen sind.

So sitzt Waiwai nun im Degerlocher Wald, erzählt seine Geschichte, schaut gen Himmel und bemerkt: „Bei euch gibt es ja auch einen Wald. Hier könnte ich mir vorstellen zu leben.“